

Gotthold Ephraim Lessing, *Freimaurergespräche und anderes*. Ausgewählte Schriften. Hg. von Claus Träger. (Bibliothek des 18. Jahrhunderts) Beck, München 1981 (und Kiepenheuer, Leipzig – Weimar 1981). 408 S., DM 24,-.

Die wichtigsten Texte Lessings sind in wohlfeilen Ausgaben auf dem Markt. Eine neue Lessing-Auswahl wird deshalb an der Frage zu messen sein, ob sie in Auswahl, Nachwort und Kommentar Akzente setzt, die unser Lessing-Bild zurechtrücken oder bereichern.

Die Auswahl der Texte tut das gewiß, wobei der scheinbare Verlegenheitstitel auch ein Programm bedeutet: Es ist jener Lessing, der sich in besonderem Maße zum „Beerben“ der bürgerlichen Emanzipation im 18. Jahrhundert eignet. Damit legitimiert sich der Verzicht auf alle poetischen Texte, der Verzicht auch auf die *Hamburgische Dramaturgie*, die solchem Zugang sich nur mittelbar erschließt. Dafür sind einige Texte, vor allem des jungen Lessing, wiedergegeben, die nicht zu den eigentlich kanonischen gehören, aber gewiß wert sind, daß die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wird, etwa zwei Abhandlungen aus dem *Neuesten aus dem Reiche des Witzes*, einige Vorreden. Insgesamt: Ein geschickt komponiertes Lesebuch zum möglichst mühelosen „Beerben“ – so weit das bei Lessing mühelos sein kann.

Das Nachwort von Claus Träger gibt die Gebrauchsanweisung dazu. Schon der Einleitungssatz konstatiert, daß Lessing ein „höchst problematischer Schriftsteller“ war und macht damit deutlich, daß Träger kurzschlüssige Adaptionen zu vermeiden gedenkt. Was er von seinem Autor sagt, gilt auch für seine Absicht: „Eine hohe Kultur der Aneignung bei der Aneignung der Kultur liegt in dieser Haltung; in dem Bestreben nämlich, zuerst sich selber in den Dienst der Überlieferung, des Fortdenkens, der Kontinuität zu stellen und nicht umgekehrt die Über-

lieferung einfach in Dienst zu nehmen, noch ehe sie tatsächlich angeeignet ist“. Träger begnügt sich etwa bei der Erklärung des Fragmentarischen von Lessings Denken nicht mit dem obligatorischen Hinweis auf die ‚deutsche Misere‘, sondern sieht die Prozeßhaftigkeit dieses Denkens.

Um so bedauerlicher ist es, wenn dann doch die Formeln und Verkürzungen sprießen. Lessing war ein „ebenso antifeudaler wie antibourgeoischer Schriftsteller“ (S. 342). Um welche Bourgeoisie mag es sich da wohl im Deutschland der 50er, 60er und 70er Jahre des 18. Jahrhunderts gehandelt haben, und wo taucht die im Werk auf? Vielleicht beim weisen Kaufmann Nathan? Es muß dann eben doch geglättet werden. Gleich zweimal wird der § 4 der *Erziehung des Menschengeschlechts* zitiert (S. 339 und S. 347), aber der § 77, der doch allgemein als Widerspruch zu § 4 gilt, bleibt unerwähnt – vielleicht aus gutem Grund, weil es Träger gelungen ist, den Widerspruch aufzulösen; aber von dieser Auflösung wüßte man gerne etwas. Und wenn die Deduktionen aus der *Fabelabhandlung* über anschauende und symbolische Erkenntnis zitiert werden mit dem gewiß bedenkenswerten Satz: „Das Allgemeine existiert nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden“, dann gipfelt das in der Erkenntnis: „Hier sind Grundsätze einer realistischen Methode formuliert, deren Zentrum das Typische bildet. Moderner geht es kaum“ (S. 367). Ach nein, das ist purer Christian Wolff.

Wie denn auch hätte Lessing „modern“ im Sinne eines Shdanow oder Lukács oder Träger sein können? Er hatte ja nur eine sehr unvollkommene Vorstellung vom „dritten Zeitalter“, selbst Schiller mußte noch „die menschliche Bildung der politischen Veränderung voraussetzen. Diese undialektische Verabsolutierung konnte erst ein weiteres halbes Jahrhundert später theoretisch überwunden werden“ (S. 356). Vor allem aber war Lessing die Einsicht in die „dialektische Einheit“ von historischer und menschlicher (philosophischer) Wahrheit noch verwehrt (S. 359), und gerade um sie geht es doch beim modernen Begriff des ‚Typischen‘!

Nun könnte man Träger mit seinen Problemen allein lassen, wenn da nicht noch etwas Trauriges passiert wäre. Träger glaubt nämlich, mit einem Seitenhieb gegen die „liberalen“ Wortredner der ‚Freiheit‘ von Literatur, Wissenschaft und Kunst“ (S. 342), zitieren zu müssen: „Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen; denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit [...] Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen; und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten will [...]“. ‚Kultur der Aneignung‘, Lessing als Eideshelfer der Literaturpolitik im „real existierenden Sozialismus“?

Der Kommentar stammt von Brigitte Peters, „bei (?) dankbarer Nutzung der in der Rilla-Ausgabe gegebenen Kommentierungen“. Da gibt es die notwendigen Hinweise zur Einordnung der Texte, Erläuterungen der Namen und historische Erklärungen wie diese: „Die Sophisten waren Ideologen der antiken Sklavenhalterdemokratie, deren Vertreter Sokrates, als Ideologen der Sklavenhalteraristokratie, unter dem Vorwand zum Tode verurteilten, er verderbe die Jugend“ (S. 372). Wer’s nicht eh’ schon weiß, wird kaum herausfinden, ob „Ideologen“ nun Akkusativ oder Nominativ ist. Aber man braucht das auch gar nicht zu wissen, um den Text zu verstehen. Wenn Lessing meint: „Von Weisen auf Hallern wäre ein allzu großer Sprung gewesen“ (S. 108), gibt es den Hinweis, Weise haben „das deutsche

Bürgertum zu ‚politischem‘ Verhalten erziehen“ wollen, „was für ihn erfolgreiches Sicheinrichten in den bestehenden Verhältnissen bedeutete“, Haller hingegen habe „in seinen Jugendgedichten Freiheits- und Gleichheitsideen von Rousseau verfochten“. Damit ist der literarische Fortschritt, den Lessing konstatiert, als politischer Fortschritt identifiziert, was ja in gewisser Hinsicht sogar stimmt. Aber wie schief das Urteil über Weise, wie kurios die Information über Haller! Als Rousseaus erstes Werk von Bedeutung erschien, war Haller weit über 40 und schrieb allenfalls noch Gelegenheitsgedichte. Vielleicht sind das nur Ungeschicklichkeiten im Ausdruck, und das gilt vielleicht auch von der Behauptung, Gottscheds *Cato* sei „das erste deutsche Drama, in dem der Mensch namentlich vernünftig denkendes, aber nicht ebenso in diesem Sinne handelndes Wesen ist“. Gab es keinen Lohenstein? Oder bedeutet die Formulierung etwas ganz anderes als der Rezensent zu errahnen wähnt? Dem Leser jedenfalls, der auszog, sich Lessing anzueignen, bringt derlei keine Hilfe.

Vollends ratlos mag er sein, wenn er, in einer Anmerkung zur *Erziehung des Menschengeschlechts*, die Äußerung Lessings über Goethes *Prometheus* liest. Zwar, daß an der Authentizität von Jacobis Lessinggesprächen „auch Lessings Vertraute nicht zweifelten“ (S. 384), dürfte nur dem Kenner als Verkürzung auffallen: Nicolai und Mendelssohn jedenfalls waren der Ansicht, Jacobi sei hier einer „Schäckerrey“ Lessings aufgesessen. Aber das kann man weginterpretieren. Anders steht es mit dem Zitat selbst: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dieses Gedicht“. Verzweifelt wird der ratsuchende Leser grübeln, wohin denn nun das Gedicht gehe. Zu einem: „Ich weiß nichts anders“? Nein, sondern zum *Ἐν καὶ Παν*. „Ἐν καὶ Παν. Ich weiß nichts anders“ hieß es in Jacobis Bericht. Warum hat man es weggelassen? Daß es aus Versehen geschah, ist sehr unwahrscheinlich; denn gerade das *Ἐν καὶ Παν* hätte man ja ebenfalls erläutern müssen, es kann also nicht einfach verlorengelassen. Aber vielleicht hatte man keine Lust, es zu erläutern.

Die „Kultur der Aneignung“ bedarf noch weiterer Ausbildung.

Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften
der Universität
Postfach 3825
D-5500 Trier

Karl Eibl